

Wie indianische Richter Recht sprechen

Aus einem Aufsatz von Clark Wissler in „Natural History“, New York, April 1938. — Der Verfasser ist Kurator der Abteilung für Anthropologie des Amerikanischen Naturwissenschaftlichen Museums in New York und Autor des Buches „The American Indian“.

Eines Tages wurde mir in der Reservation ein würdig aussehender Indianer als „Der Richter“ vorgestellt, und als dieser mich einlud, einer Gerichtssitzung beizuwohnen, nahm ich dankend an.

Es war ein einfacher Gerichtssaal mit ein paar rohgezimmerten Stühlen für die Beamten und rauen Bänken aus Fichtenholz für die Zuhörer. Der Duft der Indianerpfeife erfüllte alles und gab mir das Gefühl, daß ich mich hier wenigstens in einem Regierungsgebäude befand, in dem sich der Indianer — selbst als Gefangener — wie zu Hause fühlen konnte. Der Richter, mit dem ich bekannt geworden war, und zwei ehrwürdige Kollegen, die alle drei eine noch würdigere Haltung zur Schau trugen, als ein vornehmer Indianer gewohnheitsmäßig annimmt, setzten sich hinter einen rohgezimmerten Tisch.

Abgesehen von ihren charakteristischen Gesichtern beeindruckte mich ganz besonders ihre Kleidung. Sie trugen schwarze Maßanzüge von der Art, wie sie von Weißen nur bei besonderen Gelegenheiten angelegt werden, weiße Hemden, steife Kragen und blankgeputzte Schuhe. Kurz nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, trat der „Agent“, der Vertreter der Regierung, ein — ein sicheres Zeichen dafür, daß ein wichtiger Fall zur Verhandlung kam. Ein

anwesender indianischer Polizist, der eine schwere Pistole an einem losen Gürtel hängen hatte, verließ den Raum und kam bald darauf mit zwei Frauen zurück, von denen die eine kühn und herausfordernd, die andere zögernd und furchtsam vortrat. Erstere erwies sich als die Hauptangeklagte. Niemand unterzog sich der Formalität, sie nach ihrem Namen usw. zu fragen, wie es bei einer Gerichtssitzung der Weißen üblich ist. Zweifellos war ich der einzige Anwesende, der ihren Namen und ihre Personalien nicht kannte. Später erfuhr ich, daß die Übersetzung ihres Namens „Stehende Frau“ lautete.

„Stehende Frau“ war von imposanter Gestalt, groß, offenbar kräftig und muskulös wie ein Athlet. Sie hatte einen harten Gesichtsausdruck und trotzig blickende Augen. Um den Kopf hatte sie ein großes verblichenes, aber sauberes Taschentuch gebunden. Ihr Kleid aus rotgetupftem Kattun war auf indianische Weise geschnitten. An den Füßen trug sie Mokassins, und natürlich hatte sie die nie fehlende wollene Decke bei sich. Die andere Frau, deren Namen ich nicht erfuhr, war vielleicht ein wenig älter und mager genug, um auf Unterernährung und einen etwas liederlichen Lebenswandel schließen zu lassen. Ihr Gesicht war ausdruckslos, ihre Kleidung unordentlich und

Ideale der Tugend ins Gedächtnis zurück und ermahnte sie, in Frieden zu leben. Mit keinem Wort wurde der verbundene Kopf erwähnt. Ich verließ den Gerichtssaal mit einigen Zweifeln an der Gesetzmäßigkeit eines solchen Verfahrens, aber ich billigte es voll und ganz. In unseren Gerichtshöfen hätten ein Richter, mehrere Rechtsanwälte, eine Geschworenenbank, ein paar Stenographen, einige Schreiber und, ich weiß nicht, wie viele Zeugen mehrere Wochen gearbeitet, um eine ähnliche Situation zu entwirren.

Aber kehren wir zum Gerichtshof zurück. Die Richter haben Platz genommen. Ein indianischer Polizist führt einen plumpen Indianer herein, der den Eindruck eines Schwachsinnigen macht. Die Richter fragen den Polizisten, warum er ihn festgenommen habe, und der Polizist erzählt, daß der Gefangene im Galopp vor das Dienstgebäude des Agenten geritten kam, Kriegsschreie ausstieß und sagte, er habe dem Agenten etwas mitzuteilen. Der Polizist, der einen Betrunkenen sofort als solchen erkennt, nahm dann den angeheiterten Burschen in Gewahrsam.

Einer der Richter fragt den Gefangenen, was er zu seiner Verteidigung vorzubringen habe. Ich muß hier einfügen, daß, wenn es in einer indianischen Gerichtsverhandlung jemandem beliebt, eine Stunde lang zu sprechen, niemand ihn unterbricht, solange der Sprecher sich ehrlich zu bemühen scheint, die gewünschte Auskunft zu geben. In diesem Falle war der Sprecher vielleicht unaufrichtig, denn er erzählte, wie er auf dem

Pfade, als er auf das Dienstgebäude des Agenten zu ritt, eine Flasche mit verdächtigem Inhalt sah, daß er aber weiterritt. Dann fiel ihm ein, es könne Whisky sein, und irgendein Indianer könne die Flasche finden, den Whisky trinken und ins Gefängnis kommen. Seine Pflicht war also klar. Er kehrte um und hob die Flasche auf in der Absicht, sie dem Agenten zu bringen. Als er dann aber weiterritt, kam ihm der Gedanke, die Flasche enthalte vielleicht gar nicht Whisky, also zog er den Kork heraus und roch daran. Ja, es roch nach Whisky. Also korkte er die Flasche wieder zu und ritt weiter. Später kam ihm der Gedanke, andere Flüssigkeiten könnten auch wie Whisky riechen, ohne Whisky zu sein, und der Agent könnte ihn in diesem Falle auslachen. (Kein Volk ist empfindlicher gegen Spott als die Indianer.) Natürlich wurde die Flasche noch einmal aufgemacht und ein Schluck genommen. Wiederum sagte er sich, daß dies doch Whisky sei und sofort zum Agenten gebracht werden müsse. Doch als er weiterritt, war ihm nicht so, als ob er Alkohol getrunken hätte; am Ende war dies vielleicht doch kein echter Whisky. Also nahm er noch einen Schluck aus der Flasche, und bald war er überzeugt, denn jetzt war ihm wunderbar zu Mute. Er trieb sein Pferd an und ritt geradeswegs vor das Dienstgebäude des Agenten. Er sagte, er habe sein Bestes getan, aber schließlich habe ihn der Polizist daran gehindert, bis zum Agenten vorzudringen. Weder der Richter oder der Polizist noch die wenigen anderen Indianer, die das

Pflicht, sie aus Achtung vor ihrem Gastgeber anzulegen.

Das Essen nahm gemächlich seinen Gang, aber ohne Unterhaltung. Nur wenn die Männer angesprochen wurden, gaben sie eine kurze, aber höfliche Antwort. Als aber Zigarren und Kaffee gereicht wurden, trat „Vier-Flinten“, der bis dahin am zurückhaltendsten gewesen war, in Aktion. Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf und sprach:

„Ich habe den Großen Vater in Washington besucht. Ich habe unter weißen Männern an Banketten teilgenommen. Ihre Art ist nicht die unsrige. Wir essen schweigend, rauchen still eine Pfeife und gehen nach Hause. So wird unser Gastgeber geehrt. Nicht so der Weiße. Nachdem die von ihm gebotenen Speisen verzehrt sind, soll man törichte Dinge sagen. Dann fühlt sich der Gastgeber geehrt. Manche Gepflogenheiten der Weißen gehen über unser Verständnis hinaus, aber jetzt, da wir am Tisch des weißen Mannes gegessen haben, ist es schicklich, daß wir unseren Gastgeber nach der Art seines Volkes ehren.

Unser Gastgeber hat so manches Notizbuch mit den Aussprüchen unserer Väter gefüllt, wie sie uns überliefert worden sind. Das ist die Art seines Volkes. Es hält viel vom Schreiben. Stets ist ein Stück Papier zur Hand. Aber obwohl es viele Papiere in Washington gibt, auf denen man uns versprochen hat, uns unser Land zu bezahlen, haben wir die Erfahrung gemacht, daß sich kein weißer Mann daran zu erinnern scheint. Wir hoffen jedoch, daß unser Gast-

geber nicht vergessen wird, was er niedergeschrieben hat, und daß die weißen Menschen es lesen werden.

Es ist uns aber ein Rätsel, wozu all dieses Schreiben nutzen soll. Wo immer weiße Menschen zusammenkommen, da wird geschrieben. Wenn wir beim Händler Zucker oder Tee kaufen, sehen wir ihn eifrig in ein Buch schreiben. Sogar der weiße Arzt schreibt auf Stücke Papier, wenn er neben seinem Patienten sitzt. Die weißen Menschen glauben augenscheinlich, daß das Papier geheimnisvolle Kräfte besitze, die ihnen in der Welt vorwärtshelfen. Der Indianer braucht nichts Geschriebenes. Worte, die wahr sind, senken sich in sein Herz und bleiben dort. Er vergißt sie nie. Der weiße Mann hingegen ist hilflos, wenn er seine Papiere verliert.

Es gibt noch viele Dinge, die wir unserem Gastgeber nicht erklärt haben. Nach der Überlieferung hat der Große Geist die Welt erschaffen. Er schuf zwei große Stücke Land und trennte sie durch Wasser. Dann schuf er viele Arten Pflanzen und lebender Geschöpfe, für jedes dieser beiden großen Länder andere. Im Verlaufe der Zeit jedoch hielt er es für richtig, Menschen zu schaffen, die sich all dieser wunderbaren Dinge erfreuen könnten. Da es zwei voneinander getrennte Länder gab, beschloß er, zwei Arten Menschen zu schaffen: Indianer und Weiße. Wir wissen, daß es in der Welt des weißen Mannes auch Schwarze gibt, aber der Große Geist hatte nichts mit ihnen zu tun; sie wurden von den weißen Menschen als Sklaven für ihre groben Arbeiten erfunden.